

INTERVIEW PAGONIS PAGONAKIS

„Für Erntehelfer hängt oft alles an ihrem Job“

Der Projektkoordinator berät Arbeiter aus dem Ausland, die nach NRW kommen, um Erdbeeren zu pflücken oder Spargel zu ernten.

Herr Pagonakis, wie viel Geld erhält ein Erntehelfer auf dem Spargelfeld oder fürs Erdbeerpflücken?
PAGONAKIS Mindestlohn, also 9,50 Euro, das steht ihnen auf jeden Fall zu. Das Problem ist aber, dass das oft unterlaufen wird. Viele Erntehelfer machen unbezahlte Überstunden, es wird ihnen zu viel Geld für Miete, Verpflegung oder Anreise abgezogen. Unter dem Strich bekommen manche zwischen sechs und acht Euro die Stunde – also deutlich weniger als die gesetzliche Untergrenze.

Welcher Lohn wäre aus Ihrer Sicht für die Erntehelfer angemessen?
PAGONAKIS Für die Arbeit in den Schlachthöfen hat die dafür zuständige Gewerkschaft jüngst 12,50 Euro gefordert. Auch bei der Ernte arbeiten die Menschen unter vergleichbar harten Bedingungen. Sie sind viele Stunden in der Sonne, es ist eine harte körperliche Arbeit. Da sind auf jeden Fall mehr als 9,50 Euro drin.

Würde sich das dann noch für die Landwirte rentieren?
PAGONAKIS Sie werden natürlich sagen, dass es sich nicht rentiert. Aber ist das auch wirklich der Fall? Die Landwirte machen auch große Gewinne mit der Arbeit. Dabei zahlen sie Mindestlohn und keine Sozialversicherungen.

Wie schätzen Sie die Stimmung bei den Arbeitgebern ein? Wollen sie die Arbeitsbedingungen verbessern?
PAGONAKIS Man muss differenzieren. Es gibt Bauern, die sich jedes Jahr freuen auf ihre Mitarbeiter, die sie gut behandeln und faire Arbeitsbedingungen bieten. Gerade für sie ist es besonders bitter, wenn sich andere nicht an die Regeln halten. Sie beschädigen das Bild der Landwirtschaft und verschaffen sich einen unfairen Wettbewerbsvorteil. Deswegen muss es auch im Interesse der Landwirte sein, dass alle die Regeln einhalten.

Sie beraten Menschen, die auf deutschen Feldern arbeiten. Was erleben Sie dabei?
PAGONAKIS Die meisten sprechen die Sprache nicht, machen eine Knochenarbeit und leben teilweise unter schlechten Bedingungen. Das



Erdbeerpflücken ist ein Knochenjob, für den die Arbeiter oft nicht einmal den Mindestlohn erhalten. FOTO: TACK/MAGNO

ist eine der marginalisiertesten Arbeitsgruppen in Deutschland. Zu uns kommen diejenigen, die wirklich verzweifelt sind, das sind zum Teil sehr harte Fälle.

Ein Beispiel?
PAGONAKIS Wir erleben immer wieder, dass Menschen in die Obdachlosigkeit geraten. Das passiert, wenn der Landwirt sie rauswirft oder die Arbeiter selbst gehen, weil sie es nicht mehr ertragen. An dem Job hängt aber alles. Sie verlieren dann die Unterkunft und haben vielleicht nicht genug Geld für die Rückfahrt.

Wir hatten Fälle, bei denen die Leute hilflos tagelang durch die Gegend gehen sind, bevor sie zu uns kamen.

Wie wirkt sich Corona auf die Arbeit der Erntehelfer aus?
PAGONAKIS Uns berichten sie immer wieder von Verstößen. Es gibt die „Arbeitsquarantäne“ – fünf bis zehn Tage nach Ankunft sollen die Arbeiter demnach auf dem Hof bleiben. Aber manchmal gibt es dort keine Verpflegung, und die Menschen müssen natürlich in den Supermarkt. Auch Hygienemaßnahmen werden zum Teil nicht eingehalten,

in zahlreichen Fällen sammeln die Landwirte die Pässe ein, um Druck und Kontrolle auszuüben. Aber man muss differenzieren. Zu uns kommen natürlich die Menschen, die Hilfe brauchen. Es gibt auch Landwirte, die sich korrekt verhalten.

Hat sich bei der Anreise nach Deutschland etwas verändert?
PAGONAKIS Im vergangenen Jahr war die Anreise anders, da hatten wir die Bilder von den vollen Flughäfen in den Heimatländern, es gab die „Luftbrücke“. Dieses Jahr kommen die Menschen über die Stra-

ßen, in kleinen Bussen oder Transportern. Für uns ist das ein Problem: Wir können die Menschen nicht an einem zentralen Ort wie dem Flughafen über ihre Rechte aufklären.

Also war die „Luftbrücke“ für die Erntehelfer aus Ihrer Sicht eine gute Lösung, trotz der Menschenmassen an den Flughäfen?

PAGONAKIS Das hatte zumindest eines unserer Grundprobleme etwas entschärft: Es ist schwierig, die Menschen zu erreichen. Selbst am Flughafen hatten einige Bauern versucht, das zu verhindern. Jetzt kommen die Arbeiter mit dem Bus direkt an den Hof und sind erst einmal fünf bis zehn Tage in Quarantäne. Sie sind dadurch noch unsichtbarer geworden.

Erst vor einigen Tagen gab es auch eine gesetzliche Änderung. Der Bundestag hat beschlossen, dass Erntehelfer bis zu 102 Tagen ohne Sozialversicherung arbeiten können. Davor waren es 70 Tage. Was hat es damit auf sich?

PAGONAKIS Das bedeutet am Ende einfach, dass Menschen ungeschützt und ohne Zugang zur Krankenversicherung hier länger arbeiten können. Im vergangenen Jahr gab es ja einen großen Bedarf an Erntehelfern, viele mussten extra anreisen, damit es genug sind. Man hatte deswegen diesen Zeitraum auf 115 Tage erweitert. Dieses Jahr wollten das Lobbyverbände der Landwirtschaft wieder so durchsetzen – der Kompromiss waren diese 102 Tage. Aber da kann man nicht mehr von einer kurzfristigen Beschäftigung reden. Außerdem war diese Regelung mal dafür gedacht, dass Studenten und Schüler sich was dazuv verdienen können. Die Änderung kann man als Versuch deuten, die Lohnkosten niedriger zu halten.

Wie sähe eine faire Arbeit für die Erntehelfer aus?

PAGONAKIS Erstens müssten die Menschen krankenversichert werden. Die Bundesregierung müsste also eigentlich genau das Gegenteil von dem umsetzen, was sie mit der 102-Tage-Regelung macht. Besonders in der Pandemie ist das ganz wichtig. Was passiert, wenn diese Menschen schnell erkranken, wenn sie an Long Covid leiden? Das steht jetzt an vorderster Stelle. Zweitens



FOTO: EVERETT COLLE/MAGNO

Jährlich mehr als 280.000 Erntehelfer
 Zahlen Nach Schätzungen von Experten kommen jedes Jahr rund 280.000 Erntehelfer aus dem Ausland nach Deutschland, um die Ernte für die hiesige Landwirtschaft zu sichern.

Projekt Pagonis Pagonakis ist Projektkoordinator von „Arbeitnehmerreizeitigkeit fair gestalten“ vom Deutschen Gewerkschaftsbund und den Volkshochschulen in NRW. Die Initiative hilft Ratsuchende in ihrer Muttersprache und hat Büros in Düsseldorf und Dortmund.

muss man auf den Feldern mehr anlasslos kontrollieren. Das passiert schon, aber noch nicht oft genug. Nur wenn man in die Höfe geht, kann man sehen, ob die Abstandsregeln eingehalten und Masken getragen werden.

Sie beraten schon lange Erntehelfer – was geht Ihnen durch den Kopf, wenn Sie Spargel oder Erdbeeren kaufen?

PAGONAKIS (schweigt einige Sekunden) Die Arbeit hat mich sehr sensibilisiert. Ich sehe, was hinter dem Produkt steht, frage mich bei niedrigen Preisen, wie sie zustandekommen. Deswegen kaufe ich häufig mit einem schlechten Gefühl ein. Aber es geht mir nicht darum, uns den Appetit zu verderben. Wir sollten lieber gemeinsam für eine Verbesserung für die Arbeiter kämpfen.

VIKTOR MARINOV FÜHRTE DAS GESPRÄCH.

Lange Warteschlangen vor Läden in den Niederlanden

VON MAARTEN OVERSTEEGEN UND HERBERT BRINKMANN

VENLO/NIMWEGEN In den Niederlanden führt das öffentliche Leben trotz unverändert hoher Infidenz wieder höher. Seit Donnerstag ist Außengastronomie erlaubt, Geschäfte dürfen auch ohne vorherige Terminabsprache besucht werden. Wenig verwunderlich also, dass Händler jenseits der Grenze für den Tag der Arbeit mit einem großen Andrang aus Deutschland gerechnet hatten. Die Grenzgemeinde Enschede hatte gar aus Sorge vor zu dichtem Gedränge im Vorfeld verlauten lassen: „Wir empfangen die Deutschen sehr gerne, aber aktuell eben nicht.“

„Wir empfangen die Deutschen sehr gerne, aber aktuell eben nicht“
 Ankündigung der Gemeinde Enschede

Dennoch waren viele Innenstädte in der Grenzzone am Samstag gut besucht. Die Einkaufsmiellen waren belebt, vielerorts war auf den Café-Terrassen kaum mehr ein Platz frei. Die Stadt Venlo, die an die Kreise Kleve und Viersen grenzt, hatte einen Besucheransturm erwartet, doch der Sonntag übertraf die Befürchtungen. Am Nachmittag musste die Innenstadt abgesperrt werden. Die Parkhäuser wurden sofort geschlossen, sodass Autos nur noch ausfahren

konnten. Besucher, die in die Innenstadt wollten, wurden wieder zurückgeleitet. Der bei Deutschen beliebte Supermarkt „Zwei Brüder von Venlo“ war derart gut besucht, dass Kunden vor dem Eingang warten mussten. Auch das Designer-Outlet Roermond war am Wochenende stark frequentiert. Wie die niederländische Tageszeitung „De Limburger“ berichtet, standen Gäste teilweise bis zu vier Stunden lang an.

In Nimwegen waren die Cafés und Restaurant bereits am frühen Mittag voll. Am Großen Markt, dem gastronomischen Epizentrum der Studentenstadt, war bereits gegen 13 Uhr kaum mehr ein Platz frei. Hintergrund: Die Wirtinnen dürfen ihre Betriebe von 12 bis 18 Uhr öffnen, eine Reservierung ist gern gesehen, aber nicht zwingend notwendig. Doch auch vor einigen Läden bildeten sich lange Warteschlangen. Wie viele Deutsche unter den Kunden waren, wurde nicht erfasst. Allerdings äußerten sich Händler aus Nimwegen im Gespräch mit unserer Redaktion durchaus enttäuscht über den Andrang aus dem Nachbarland. Die Gründe: offenkundig die Testpflicht beim Grenzübertritt und das mäßige Wetter.

MELDUNGEN

Mann stürzt metertief auf das Rheinufer

DÜSSELDORF (dpa) Ein Mann (32) ist in der Düsseldorfer Altstadt über eine Brüstung mehrere Meter tief auf das Rheinufer gefallen. Er wurde schwer verletzt. Lebensgefahr bestand aber nicht, wie die Feuerwehr am Sonntag mitteilte. Wieso der Mann am Samstagabend über das Geländer an der Altstadtpromenade fiel, ist noch unklar. Die Feuerwehr zog Höhenretter hinzu, um den Verletzten mit einer Schleifkorbtrage zu bergen.

Wallfahrten in Kevelaar und Xanten eröffnet

KEVELAAR/XANTEN (epd) Im niederländischen Kevelaar ist am Samstag die zweite Wallfahrtsaison unter Corona-Bedingungen eröffnet worden. In der Marienbasilika blieben deshalb viele Plätze frei: Lediglich 150 statt 1000 Gläubige nahmen an der Zeremonie teil, die live im Radio, Fernsehen und im Internet übertragen wurde. Auch im benachbarten Xanten-Marienbaum wurde am Samstag die Wallfahrt eröffnet.

LOTTO
 Superzahl: 1
 Spiel 77: 0 4 3 2 4 1 7
 Super 6: 11 6 3 3 0
 Alle Angaben ohne Gewähr.

Da, wo die Post Angst hat

Warum in einer Duisburger Straße seit Februar keine Briefe mehr zugestellt werden.

VON VIKTOR MARINOV

DUISBURG Mehrstöckige Familienhäuser aus rotem Klinker, blühende Bäume, eine Frau und ein Mädchen grillen am Balkon. Auf dem ersten Blick sieht es friedlich aus in der Straße in Duisburg-Rheinhausen, in der die Post aus Angst vor einer Corona-Infektion seit Monaten keine Briefe mehr zustellt. Es fallen lediglich viele Menschen auf, vor allem Männer, die in größeren Kreisen zu sieb oder acht stehen und sich unterhalten – ohne Abstand oder Masken. Reichlich das schon als Grund dafür aus, dass seit Februar kein Postbote mehr kommt?

Nicht mal eine Stunde später ist es mit der Ruhe vorbei. Zwei Polizeiautos rollen an, die Gesprächskreise lösen sich auf. Die meisten Männer gehen zurück in die Häuser, vor allem Jugendliche und Kinder bleiben draußen und schauen neugierig zu. „Die Polizei macht hier ständig Stress“, sagt ein Anwohner. Nur fünf Minuten später biegt ein drittes Polizeiauto in die Straße für einen anderen Einsatz.

Das die Post nicht mehr zugestellt wird, sondern in einer Filiale abgeholt werden muss (zuerst hatte die „WAZ“ berichtet), erklärt eine Sprecherin der Post unserer Redaktion so. Die Zusteller werden dort massiv bedrängt. Die Anwohner



Die Polizei kommt am Sonntag mehrmals nach Rheinhausen. FOTO: MARINOV

kommen ihnen sehr nahe.“ Das sei in der Pandemie gefährlich. Nach gemeinsamen Ortsbesuchen mit Streetworkern und Dolmetschern habe sich die Situation nicht gebessert, schildert die Sprecherin. „Wir müssen als Arbeitgeber die Zusteller schützen.“ Irgendwann sei die Grenze erreicht.

Eine Anwohnerin schildert die Lage anders. „Die Post nutzt Corona als Vorwand, um nicht hierher zu kommen“, sagt sie. Ihre Nachbarn, die mehrheitlich aus Osteuropa kommen, hätten die Postboten auch schon vor der Pandemie schikaniert. „Sie umzingeln die Zusteller, klauen Briefe, geben falsche Namen an“, sagt die Frau, die ihren

Namen nicht in der Zeitung lesen möchte. Eine Sprecherin der Post weist den Vorwurf zurück. „Wir stellen überall zu, auch woanders gibt es Viertel, die nicht so nett sind“, sagt sie. Eine andere Straße in NRW, welche die Zusteller aktuell nicht anfahren, kenne sie nicht.

Off hat die Nachbarin schon die Polizei angerufen, weil es zu laut war oder zu dreckig. Auch an diesem Sonntag erstattet sie Anzeige. „Nichts Dramatisches“, sagen die Beamten vor Ort. Die mehrheitlich rumänischen Anwohner erzählen eine andere Geschichte als die Post und die Nachbarin. „Die machen immer Palaver“, sagt einer von ihnen. „Warum hat die Post Angst? Hier hat keiner Corona“, sagt ein anderer. Mehrere Menschen aus der Gegend sagen übereinstimmend, dass sie keine Angst hätten vor der Straße, die die Zusteller meiden. „Die Leute sind manchmal sehr laut“, sagt ein Familienvater. Gefährlich seien sie aber nicht.

Damit, dass seit Monaten keine Briefe mehr ankommen, haben sich die Bewohner der Rotklinker-Häuser abgefunden. „Kein Problem“, sagen sie, „wir gehen dann in die Postfiliale und holen unsere Sachen.“ Auf Anfrage teilt die Deutsche Post mit, die Briefe würden in eine benachbarte Filiale geschickt. Sie ist anderthalb Kilometer entfernt.